

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

220 (11.8.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Klaus Woerner:

Der „Einstand“

Ruhe und Frieden ist über der im Morgen dämmernden schwäbischen Stadt. Ein frischer Wind streicht durch die Blätter der Bäume, fest durch die tauben Dachsparren eines einsamen Neubaus.

Da zerrißt Ärger erregend und mißfällig ein Dahmenschrei die Stille. Drinnen in der grauen Bude, neben dem Neubau, wissen die Maurer, daß es jetzt Zeit ist zur Arbeit. Doch keiner rührt sich, ein Neuling sitzt unter ihnen, ein Jähr. Schüler, Norddeutscher, der über die Ferien praktisch auf dem Bau arbeiten will. Einer spricht aus, was alle denken: „Kommt da d'r Saupreis daher und nimm uns das Geld weg, wo m'r selber nix hent. Na, des gibt's net!“ Beifällig nickt die Runde. Vergänglich versucht der Neue klarzulegen, daß er nur für kurze Zeit, zum Lernen, gekommen ist. Ob sie ihm das geringe Taschengeld nicht gönnen? Einige bleiben dabei: „Des derf net set! So en Hungerleider, so'n härgelaufener Preis! Der muß raus!“ Später zeigt es sich: Sie sind alle rot organisiert. Er aber trägt ein kleines Sakentkrenz und wird von ihnen auf Herz und Nieren geprüft.

Nach kurzer Zeit zittern sechs dünne Schläge einer alten Turmuhr durch den Morgen. Endlich bequemen sich die Männer dazu, das Handwerkszeug aufzunehmen und die Bude zu verlassen. Mit schweren Schritten schlürfen sie zum Bau, und die Blicke sind unfreundlich. Das kann ja gut werden! Im Vorbeigehen hört er noch den Satz: „Marle, laß wor, viel leicht zahlst er'n Einstand!“

Himmel, was ist das nun wieder? Einstand? Er magt nicht zu fragen. Der Polier verweist ihn an einen alten Maurer, der ihn ankarrt und nichts mit ihm anzufangen weiß. Schon nach der ersten halben Stunde ist der Alte rechtshafte blau. Kein Wunder, jeder von ihnen hat von daheim einen großen Krug mit fäulnis' Wost oder selbstgebaumtem Wein mitgebracht.

So macht sich denn der Junge selber auf die Suche nach Beschäftigung. Seine neuen Kollegen verhehlen ihm bald dazu. Und schließlich legt sich auch ihr Born. Das dumme Gerede vom Morgen ist vergessen. Scheinbar! Denn schon als er das erstmal seinen Platz im Keller verläßt und nach einer Weile zurückkehrt, muß er feststellen, daß sein Handwerkszeug verschwunden ist. Nach langem Suchen findet er den Hammer — unter einem Bretterstapel, und die blinkende Kelle — hoch oben am Dachstuhl hängend, hinter dem neu aufgeführten Schornstein.

Das ist nur der Anfang des heimlichen Kleintruges. Plötzlich ist die halbansgetrunkene Bierflasche „wegorganisiert“. Nebenau

tönt es gluck-gluck — ist es die eigene Flasche? Selbstverständlich nicht! Vom dritten Stock her ruft es: „Bua, komm' emool rauf!“ Hastend beeilt er sich, dem Befehl nachzukommen. Oben hat „keiner gerufen“. Kaum steht er wieder bei seiner Arbeit, taucht ein Metzgerjunge auf: „Sie habe Schinkenwürst bestellt.“ „Mir hat man g'sagt, der Preis wollt' drei Schinkenwürst ha'n.“ Wütender Fußtritt befördert ihn zu seinen Auftraggebern zurück. Beim gemeinsamen Frühstück geht es dann weiter. Auf das Sakentkrenz deutend, fragt einer höhnisch: „Bist du en Sahnechwängler?“ Gemeint sind die Wiener Heimwehren, die be-

Der Fischerkrieg

Sonntag nachmittag auf der Dievenow! Die Maisonette glüht über dem trägen Strom, steht in der stillen Stunde bewegt sich kein Rüstchen, sogar die ruhelosen Möven sind verschwunden. Drüben links ein Fischerbörtschen mit seinen niedrigen sauber blinkenden Häuschen. Davor am Ufer zum Trocknen ausgepannt das Netzwerk in der Sonne. Gemächlich spazieren die Menschen in ihrem Sonntagsstaat zum Nachbar wie anno dazumal. Das Leben spielt sich hier immer noch nach denselben Gesetzen ab wie in den Zeiten, als statt der knatternden und stinkenden Motorfütter noch stolze Seglerflottillen den Strom entlangfuhren.

In einiger Entfernung vom seichten Ufer liegen die Tufferböote. Stumm und starr ragen ihre Masten in den blauen Himmel, die Innungswimpel hängen nutzlos an der Spitze. Keine Menschenseele ist auf den Schiffen, die tagaus, tagein, bei Wind, Wetter und Sonnenbrand hier verankert liegen.

Früher waren ihre Besitzer feinstreiche Leute, die Schleppnetzfischerei ernährte ihren Mann. Jede Ausfahrt der Flottille war ein Freudenfest. Wenn sie zu zweit den Grund entlangschleppten und die zappelnde Beute schmunzelnd an Bord zogen, so hatte es sich immer gelohnt. Das ging alle Jahre hindurch, ohne daß sich hieran das Geringste änderte.

Dann kam die neue Zeit! Alte vom Vater auf den Sohn vererbte Gebrauche wurden umgestoßen, das Beste zu oberst gekehrt. Den Kleinrentnern drüben vom „Winkel“ war der Wohlstand der Wolliner Tuffler schon lange ein Dorn im Auge. Sie fanden bei den neuen Herren in den Amtsstuben auch bald ein williges Ohr, und die Schleppnetzfischerei auf dem Haff während der Sommermonate wurde verboten.

fanntlich einen Hahnenschwanz an ihrem Käppi tragen. Der Frager hält sie für Nazis. Hat der eine Ahnung. Man versucht, den Jungen nun in eine politische Debatte zu ziehen. Und nun geht eine Diskussion los, daß es bloß so hagelt. Die Worte prasseln und die Steine purzeln. Klack — steigt der Mörkel, Klid — haut der Hammer, Zack — haut der Nazi-Preis seine Parolen aus. Mit der Zeit hören die Sticheleien auf, denn es sind im Grunde doch gute Kerle. Und als nach vielem Schweiß, viel Sonnenbrand und vielen Worten der Feterabend da ist, sind sie alle, Maurer wie „Preis“ darin einig: Sie treten gemeinsam den Weg zur „Wirtin Wundermild“ an, und als diese nach vielen Krügen den „Preis“ um die Zahlung der gesamten Zechen bittet, da weiß der endlich ganz genau, was mit dem „Einstand“ gemeint war.

See umhergeworfen, und es gab manches Unglück.

Aber auch die Enttäuschung der Kleinfischer war groß. Sie suchten nach bessere Fänge gehofft, seitdem die Tuffler lahm lagen. Statt dessen wurde das Haff im Vergleich zu früher immer fischärmer. Sie suchten nach der Erklärung und fanden sie. Die Fischschwärme halten sich mit Vorliebe am Grunde des Wassers auf, nur durch die langen Schleppnetze angestört, kamen sie in die Netzen und Stellnetze der Kleinfischer. Doch jetzt war es schon zu spät! Es war nichts mehr zu ändern, und wer anderen eine Grube gräbt...

—le.

Alter Friedhof

Um graue Steine schlingt der Feu seine Arme... In stummer Andacht sitzen Trauerweiden — Die hohen Pinien schwanken scheu im Wind. Still unter Bügeln schlummern Weh und Leiden.

Am alten Kirchlein ebern nagt die Zeit, Die rechte Schwester des Geshicks. Hoch über dem verwitterten Portale Ernt' mahnend strahlt ein Kreuzifix.

Vor seinen Mauern eilt der Lärm vorüber — Eng beieinander wohnen Tod und Leben. So nahe wie beim Kriege haust der Frieden, Die nie als Freunde sich die Hände geben. Hans Hütten.

Trauben an der Schmiede

Von Max Jungnickel

Wenn ich reifende Trauben sehe, wird ein Bild aus meiner Jugend wieder in meinem Herzen wach. Ich sehe wieder die Schmiede in meinem Heimatdorf: schwarz, mit Feuergeräten, mit wartenden Pferden davor. Höre helles, stürmisches Hämmern im Innern und das Fauchen des Blasbalgs. Aber an der verrückten Sonnenseite der düsteren, klopfernden Schmiede zog sich ein Weinstock hin, ein altes, verästeltes Gerippe. Dieser Weinstock blühte früher als alle Weinstöcke im ganzen Dorfe. Er setzte Trauben an, wenn die anderen Weinstöcke eben erst ausgeblüht hatten. Und lange vor seinen Brüdern an den Bauernhäusern trug er Trauben: herrliche, große, blaue Trauben. Saftig und süß. Trauben für eine Festtafel. Die Trauben der anderen Weinstöcke waren oft klein und mickrig. Der Weinstock an der Schmiede aber war wie ein Wunder, denn noch ein ganz vernünftiges, einfaches Wunder. Die Blüt, die in der Schmiede war, drang durch die Wände und in das Blut des Weinstocks hinein. Der Rauch, der aus der Schmiede

kam, verjagte das Ungeziefer von den Blättern und Blüthen des Weinstocks.

Wie oft habe ich als Schulfunge vor ihm gestanden, sah seine grüne Spur an der verquälten Wand entlangziehen, und war lästern auf seine Beeren. Und es war ein ganz kostbarer Augenblick für mich, als die große verkrüppelte Hand des Schmiedes nach oben langte, eine Traube abbog und sie mir mit einem freibühischen Lächeln reichte. Ich fühlte, wie Sonnenkraft und Ambrosienfülle in mich hineinfließen.

Mir ist es, als ob ich ihn noch heute sehe. Aber ich sehe ihn anders, tiefer. In der Erinnerung fühle ich heute den Weinstock an der Schmiedewand als starkes Symbol innerer Glut und Befessenheit, die die herrlichsten Früchte trägt. Oder brennende Trübsale, die ungeahnte Früchte zur Reife bringen. Es ist überhaupt seltsam, daß sich uns große Eindrücke aus der Jugendzeit zu Gleichnissen wandeln und zu Symbolen. Aber solche Schmieden, wie ich sie noch staunend in meiner Kindheit sah, stehen wohl heute nur noch in Märchenbüchern.



(85. Fortsetzung.)

Als ob jetzt alles gut wäre! Als ob die Welt wieder fest am Anter läge! Als ob die Zeit keine andern Tränen mehr hätte als die der erlösten Familie Selbach aus Birnich!

Im Niemandsland Aus Wochen waren Monate geworden, doch schien es, als sollte diese flache Landgegend vom Nebel nicht mehr befreit werden. Ein Winter ohne Schnee ging zur Reize, vom Frühling erwartete man keine Knospen, ich dachte an die blutigen Tage in Mostheim wie an eine bessere Zeit zurück.

Im Januar war Woche von den Nädern eines Lastautos zu Tode gequerscht. Maria und ich trauernten lange wie um einen Menschen, und der kleine Sebastian begrub das Tier im Garten der Selbachs, während Großvater ein Kreuz schnitzen mußte, so wollte es das weiße Kind. „Hier ruht der Hund Woche, er war der Sonnenschein seiner Eltern.“ Ich malte die Inschrift mit Sorgfalt, Sebastian hatte sie selber erfunden.

Eine Hoffnung sproß aus allem Elend: Geld war wieder Geld! Wer heute eine Rentenmark verdiente, konnte sich nächste Woche immer noch zwei Eiseler Graubrote kaufen. Und wenn ich sage, daß ich in der Ziegelei meines Schwiegervaters als Vorarbeiter acht bis zehn Stunden am Tag schuftete, so möge man nicht glau-

ben, dieser Unterchlupf sei schon ein Ziel oder gar ein Glück gewesen. Gewiß, ich verdiente mir den Unterhalt für meine Familie, ich lag Marias Eltern nicht zur Last, bezahlte Miete, sammelte großschweifig für ein Sparkastenbuch und brauchte nicht — wie allzuvielen Brüdern in jenen Tagen — in notgedrungenem Mühsalgang zu ersticken. Doch stand ein schwarzes Aber in der Rechnung meiner Stunden, und dieses Aber war Pappa Selbach, der Vater meiner Frau. Der alte Mann hatte sich zu schnell mit uns versöhnt, allzu kampflös war der Friede mit ihm unterzeichnet worden. Ich spürte das mit jeder Stunde, die ich in der Lehmkuhle abhapsekte mußte. Unter jedem andern Herrn wäre ich ein Herr gewesen, unter Vater Selbach wurde das Handwerk zur Fron. Zwar wußte ich, daß das Geschäft mit tausend Sorgen kämpfte weil die Käufer, die in guten Zeiten von selber kamen, heute einzeln erobert werden mußten. Doch war der Alte ein gemeinplätziger Mensch, ein schwungloser, enger Veteran, der die Methoden von 1875 immer noch gelten lassen wollte, und dessen Wohlstand täglich dreimal vom Stavel ging: Warum soll das, was fünfzig Jahre richtig war, auf einmal unrichtig sein?

Zwar buken wir unsere Steine so werkgerecht, wie sie des Vaters Vater noch verfertigte, doch hatte sich in den Menschen etwas geändert, was in die Formeln des Uraltums nicht

mehr paßte. Kurz: Vater Selbach sahte uns keineswegs das Dafein, und die Mutter predigte Friedfertigkeit um jeden Preis, obwohl der Alte, wenn er sich im Born nicht mehr kannte, selbst dem kleinen Sebastian seiner unehelichen Kindheit wegen mit Hochmut begegnete. Wies ich dann den alten Tropf zurecht, und versuchte ihn Maria zu belehren, dann nannte er sie eine respektlose Person, zu seiner Zeit hätten die Kinder noch Sie zu ihren Eltern sagen müssen. Fast jeden Tag rief sich so etne Fläche an der andern, und an den Flammen konnte man sich nur verbrennen, nicht entzünden. Kaum gab es noch etwas, was der Rörgler verschonte. Bald gefiel ihm Marias Frisur nicht, bald bezichtigte er seine Frau der Untreue, wenn sie seiner Kritik nicht bedingungslos zustimmte. Bald schnüffelte er in den Kochtöpfen, bald nannte er die Grießmehlsuppe einen Armeleutenstraß, beklagte sich aber gleichzeitig über unsern mangelhaften Familienkinn, unter dem er sich wohl eine Art der Leibeienschaft vorstellte. Eine glatte Kartoffel, ein lockerer Hosenknopf, ein zu steif geratenes Faltenhemd, alles brachte das Haus in Aufruhr, alles wurde zur Katastrophe aufgepumpt, und wenn der Alte dann lauter brüllte konnte als die Posaunen von Jericho, so fühlte er sich schon im Recht. Der gute Mann war der Ansicht, die Jugend hätte lediglich die Aufgabe, vor dem Alter ihr Leben lang stramm zu stehen, und die Eltern hätten ihre Kinder nur darum in die Welt gesetzt, daß sie bedingungslos nach den Methoden ihrer Erzeuger allfällig würden. War man anderer Ansicht, wurde man Rüpel gescholten, denn Vater Selbach konnte nichts weniger vertragen, als ein offenes Wort von der Leber, obwohl er sich selber einen unverständenen Verfechter der Wahrheit nannte.

Ich war eines Tages so weit, daß ich nur noch Schweigen konnte, allein der alten Mutter

zulebe, die unter dem Hader immer mehr verwelkte.

Es wurde Februar, März und Mai, die Erde blümelte und war wieder weich, im Ringofen wurden Kohlen geschichtet, im Ader gruben drei Kolonnen nach Lehm. Ich stand auch in einer Rotte, stieß den Spaten wie einen Pflug in die fettigen Schollen und hatte schon Sonnenbrand im Genid. In den Ziegelshauern rollten und stampften die Maschinen, es war wieder Zug in der Bude, man hätte in friebfertigen Zeiten schon die Nähe des Glücks ahnen können. Ich hatte mir die Arbeiter zu Kameraden gemacht, ich wollte im Gesicht und an den Fäusten ebenso drehtig und gelb sein wie der dümmte Lehmhub hinter den Lören. Wenn Vater Selbach kam, um nach dem Rechten zu sehen, dann zogen wir alle die schmierigen Mägen, doch der Bärtige grüßte nur lässig und wollte nicht wissen, daß ein gutes Wort ein Stück Brot sein konnte.

Eines Tages hatte ich den Mut, meinen Kameraden etwas zu bekennen, was mir schon lange auf der Seele lag. Wir hockten in der Mittagspause unter der Aufsicht und gabelten saure Bohnen aus den Henselmännern, die unsere Frauen oder Kinder gebracht hatten. Da stellte ich mich vor die gelben Klumpen und fragte sie, ob auch ihnen zuweilen die Arbeit leichter werde, wenn sich die Poesie des Ziegelbäckers offenbare. Alle lachten mich aus, einzelnen blieb die Gabel stecken. Nur Tobias Wob, der junge Ofenwärter, forderte, man solle den langen Mannes zu Ende reden lassen. Nun, ich redete weiter, aber meine Lust war nur noch eine halbe. Und ich meinte, jede Lehmsholle sei ein Leben, das von den Streichern zunächst so gefortmt werde, daß es den Zweck seines Dafeins abne. Dann käme die erste Schüle unter den Strohmatte, auf die man die Sonne brennen lasse.

(Fortsetzung folgt.)